

## **Im Schützengraben**

„Oktober, November 1914 waren die Schützengräben doch noch sehr kümmerlich. Kein Mensch hatte daran gedacht, dass man jahrelang in ihnen leben würde. Es waren eben nur einfache Gräben ausgehoben worden, in denen man Deckung hatte. Wir sind in dieser Zeit in die Front einmarschiert.

Es war schon mühselig, durch den Schlamm zu laufen und dann noch mit Balken auf den Schultern, die wir natürlich immer nur zu zweien tragen mussten. Ich bekam einen ganz kümmerlichen Unterstand, das war nur so ein Loch in der Wand mit Stroh drin, auf das man sich legen konnte. Da zunächst noch an keinen Ausbau dieser Löcher durch Balken, wie wir sie nun hinschafften, gedacht worden war, stürzte der Kram zusammen, wenn in unmittelbarer Nähe eine Granate einschlug und man wurde begraben.“

„In der Nähe von Colmar habe ich zum ersten Mal einen Kriegsschauplatz gesehen und kam in einen ehemaligen französischen Schützengraben. Den Schützengraben hatte man halt nur notdürftig zugeschüttet, aber es gab noch Beine, Hände und Köpfe, die herausgucken. Das war meine erste Begegnung mit dem Tod vorne als Soldat.“

„Ich kam 1916 an die Front und zwar in die Champagne. Als wir vom Bahnhof zur Front marschierten, hörten wir den Kanonendonner immer deutlicher. Wir gingen auf den sogenannten Kanonenberg zu. Stellen sie sich vor, ein Berg mit um die hundert Bunkern und Eingängen. Ich weiß noch genau, als wir am Berg anlangten, lagen dort, ich glaube sechs tote Soldaten. Ich war erschüttert und dachte: „Da kannst du bald auch dabei sein.“

„Die Nässe in den Schützengräben war immer furchtbar. Wenn man im Graben im Dunkeln nicht genau geradeausging, sondern ein bisschen weiter links oder rechts, oder wenn die Böschung abbröckelte in der Frühjahrszeit, wenn es anfang zu tauen, dann konnte man bis zum Stiefelrand im Wasser stehen.“

„Wenn man eine Truppe ablöste, suchte man sich zuerst für die nächsten Tage ein Quartier. In einem Abschnitt hatten wir mal einen alten Betonbunker, der ca. acht bis zehn Mann fasste. Er war aber gar nicht so sehr beliebt, denn man hatte öfters gehört, dass Eingänge verschüttet wurden und sie nicht raus konnten, außerdem waren Ratten drin. Deshalb zogen wir unsere Liegestellen in der Grabenwand vor. Die Grabenwand von ca. zwei Meter Höhe war zur Feindseite hin häufig in der Länge eines Menschen

ausgebuchtet. Das waren unsere Liegestellen, in Kniekehlenhöhe vom Boden aus wurden sie angelegt. Aufrichten konnte man sich in ihnen nicht, nur seitlich vorgucken. Wenn der Feind wirklich schoss, schoss er ja in die andere Grabenseite, vor allen Dingen beim Sturmangriff. Wer großes Glück hatte, erwischte mal ein von den Pionieren liegengelassenes Stollenbrett. Das waren sehr schöne breite Dinger, etwa 30 bis 40 cm breit. Ansonsten schuf man sich ein Bett in dem Lehm, der schon ganz hart geworden war.“

„In unserem Graben am Chemin-des-Dames gab es aber auch etwas sehr Hässliches. Der Graben verlief im Zickzack und hinter einer Ecke befand sich in der Wand ungefähr in Blickhöhe die Leiche eines deutschen Soldaten in seiner Uniform. Den hatten sie hier einmal begraben, dann ist der Graben gezogen worden und direkt an ihm vorbei geschnitten worden. Fröhlich morgens kam immer der Sanitäter und bespritzte ihn mit Kalk. Was sollten Sie machen? Das war ja sein Grab. Das war nicht schön, obwohl Pietät und solche Begriffe bei uns noch gar nicht so ausgeprägt waren. Ich jedenfalls habe immer versucht, wegzugucken.“

„Ab zirka acht Uhr abends wurde genau gemäß Reglement zwei Stunden Posten gestanden und dann wurde abgelöst. Im Graben wurde die Nacht zum Tag. Es wurden an allen Ecken und Enden Posten aufgestellt. Unheimlich war in manchen Nächten die Ruhe und Stille draußen. Da hat es nicht immerfort gebumst. Man hörte wohl mal in der Ferne einen Abschuss. Zeitweise hörte man aber nur den eigenen Atem. Es kam natürlich immer darauf an, selbst ruhig zu bleiben, um der Gegenseite keinerlei Anhaltspunkte zu geben. Bei der geringen Entfernung von Graben zu Graben dauerte ein Angriff, bis man ihn richtig bemerkte, nicht länger als fünf Minuten. Tief in der Nacht gab es keine Angriffe, meist erfolgten sie in der Morgendämmerung oder in der abendlichen Dämmerstunde. Wenn es dann hell geworden war und das Essen verteilt war und man sich seine Feldflasche gefüllt hatte, schlief man erstmal.

Im Schützengraben gab es Stellen, wo die feindlichen Gräben ein bisschen weiter auseinandergezogen waren und Stellen, da lagen sie wieder ganz nah beieinander, dass man schon ein paar Eierhandgranaten rüber schmeißen konnte. Dort musste im Graben größte Ruhe herrschen man durfte nicht miteinander sprechen, weil das drüben gehört werden konnte.

Vor uns hatten wir Drahthindernisse - und zwar nicht, wie das in Büchern immer so schön beschrieben ist, mit Pfählen im Boden befestigt, sondern einfach nur schnell

hingeworfen. Wir kriegten ca. 1,5 Meter hohen Rollendraht mit einem Griff und jede Nacht mussten wir den Drahtverhau an Stellen, an denen er kaputt gegangen war, wieder reparieren.

Das war gar nicht so schön, wenn es hieß: „Heute Nacht wird draußen gearbeitet“, denn die Franzosen hatten wundervolle Leuchtraketen, wesentlich bessere als die deutschen. Die deutschen Leuchtraketen glichen einem Feuerwerk. Das Ding wurde abgeschossen, leuchtete, wenn es oben war, und sackte langsam ab. Im Laufe von ein, zwei Minuten war es vorbei. Die Franzosen hatten wundervolle Dinger, die wurden hochgeschossen, hingen an Seidenschirmen und standen drei bis fünf Minuten in der Luft. Es war taghell. Bei den französischen Leuchtraketen durfte man nicht sich nicht mehr bewegen. Da hieß es nur: „Hinlegen!“.

Es gab zudem unter den eigenen Kameraden in der Nacht sehr viele nervöse Leute. Wenn irgendwo im Drahtverhau etwas knisterte, schossen sie drauf. Es wurde uns zwar gesagt: „Heute vorsichtig sein, die von der Nebenkompagnie wollen was ausheben.“ Es kam aber auch vor, dass wir nicht aufmerksam gemacht wurden, und da konnte es leicht geschehen, dass auf einen zurückkehren Spähtrupp geschossen wurde.“

„In Flandern gab es überhaupt keine feste Stellung. Dort gab es nur Granatlöcher, in denen wir uns seitlich eine Lagerstätte gruben. Irgendein Material deckten wir darüber und so lagerten wir denn. Diese Front hatte überhaupt nichts mehr mit dem zu tun, was ich bis dahin als Front kennengelernt hatte. In vorderster Stellung befand sich zudem ein Betonbunker. In ihm saßen der Kompaniestab, der Kompanieführer und der Sanitäter. Die übrige Truppe saß verteilt in Rufweite von etwa 50 Metern, jeweils zu zweit in Granatlöchern.“

„Es war eine große Distanz, der Frontsoldat und die Etappe, von der Heimat gar nicht zu reden. Also die Befehle „Greift an!“ oder ähnliche kamen alle von hinten. Sie saßen in ganz dicken, ausbetonierten Bunkern, hatten groß reden und telefonierte aus dem Bunker, und wir saßen vorne im Dreck. Sie beurteilten die Lage vom grünen Tisch weg, während wir wussten, was möglich und unmöglich war. Es ist unmöglich anzugreifen, wenn vor einem fünf Meter Stacheldraht sind. Da kann eine Truppe nicht hineinlaufen, das ist Wahnsinn. Es muss erst die Artillerie kommen und den Drahtverhau zerschießen, bis die Infanterie angreift. Aber die da hinten befahlen das. Und da wurden wir dann vorne stur. Ein Kompaniechef telefonierte einmal mit einem anderen:

„Greifen Sie heute Abend an?“ – „Nein, ich bedaure, bei uns ist der Drahtverhau noch nicht zerschossen.“

**Quelle:** Wolf-Rüdiger Osburg: *Hineingeworfen. Der Erste Weltkrieg in den Erinnerungen seiner Teilnehmer*. Aufbau Verlag, 2. Aufl., Berlin (2020).